

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



Nº 9.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

1886.

zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

Dr. P. Neis' Reise im oberen Laos-Lande.

VI. (Schluß.)

Am 25. Januar 1884 gegen Mittag schiffte sich Neis in Luang Prabang ein, um zunächst den Mekong ein Stück aufwärts zu fahren. Oft hatte er während der letzten acht Monate sich auf den Augenblick gefreut, wo er den verpesteten Ort endgültig verlassen könnten, und nun geschah es doch nicht ohne Bedauern und nach einem wehmüthigen Abschiede von dem alten Könige. Nicht alles, was er unternommen hatte, war glücklich ausgeschlagen, und seine Rückreise durch Siam war mehr ein Rückzug, eine halbe Niederlage, denn es war ihm nicht gegückt, zwischen Tongking und Ober-Laos einen neuen Weg zu eröffnen. Auch seine Leute sahen die Stunde der Abreise ohne Enthusiasmus herannahen; denn sie konnten nicht begreifen, wie sie nach Annam zurückkehren sollten, indem sie demselben den Rücken kehrten und Stromauf fuhren. 16 Tage lang folgte Neis ohne anzuhalten der Route des Kommandanten de Lagrée, bis zur Stadt Xieng Kong, die nicht mehr zum Königreiche Luang Prabang, sondern zur Provinz Möong Nan gehört. Der Mekong fließt hier fast gerade von Westen nach Osten und bildet zahlreiche Stromschnellen, Dörfer sind selten, namentlich am südlichen Ufer, wo in den hohen Bergen hauptsächlich Rhas zu wohnen scheinen. Am 8. Februar erreichte man gegen 9 Uhr Morgens das Dorf Pak Ta unweit der Grenzen von Luang Prabang, das am Einflusse des großen Nam Ta liegt, welcher selbst während der trockenen Jahreszeit mindestens 12 Tagereisen weit aufwärts zu befahren ist. Neis traf dort einen kleinen, ihm von Luang Prabang her bekannten Mandarinen, der im Auftrage des Königs dort 100 Männer requiriren sollte; 30 sollten noch an demselben Tage mit ihm abreisen.

Globus XLIX. Nr. 9.

In Folge dessen mußte Neis einen Tag warten, ehe er die erforderlichen Rüderer erhalten konnte, und er verbrachte die Zeit, indem er den Vorbereitungen zur Abreise der Leute zuschante. Fünf oder sechs ältere Männer begleiteten dieselben als Anführer, alle übrigen waren etwa 20 bis 25 Jahre alt. Sie schienen sich ruhig in ihr Geschick zu ergeben und schieden ohne Enthusiasmus und ohne Bedauern. Die ganze Familie, Frauen, Schwestern, Bräute, begleiteten sie und trugen ihr ziemlich umfangreiches Gepäck. Jeder Mann nahm außer der Flinten, reichlicher Munition und dem Säbel noch eine Matte, eine kleine Matratze und Lebensmittel für mehrere Tage mit. Weder lärmende Freude seitens der in den Krieg ziehenden, noch Wehklagen seitens der Frauen und Verwandten war zu bemerken. Die Laos küssten sich nicht öffentlich und die Frauen reichen ihren Männern nicht einmal die Hand zum Abschiede; alles vollzog sich in größter Ruhe. Als alles Gepäck, Bananen und sonstige Früchte, auch etwas Reisbranntwein, eingeladen worden war, sprach der Mandarin mit ernster Stimme ein Gebet, worin er die Gottheit bat, daß jeder Mann nach vollbrachter Pflicht in seine Heimat zurückkehre möge, und dann erfolgte in voller Stille die Abfahrt. Erst mitten auf dem Flusse schossen alle Krieger ihre Flinten los und stimmten dann einen monotonen Gesang an, den die weichen, harmonischen Töne der laotischen Leierkästen begleiteten. Es wollte Neis scheinen, als ob Leute, die so in den Kampf gegen die gefürchteten Hobs zogen, wohl im Stande wären, unter tüchtigen Anführern sich wacker zu schlagen.

Am Morgen des 10. Februar erreichte man Xieng Kong, das sehr an Bassak erinnert; die Stadt war einst

befestigt, aber an der Flußseite ist jede Spur der früheren Werke verschwunden, während auf der Landseite noch ziemlich ansehnliche Reste von Mauern und Gräben sich erhalten haben. Nach viertägigem Aufenthalte ging es weiter nach Xieng Haï, wo die Landreise mit Elefanten angetreten werden sollte. Das ganze Gebiet, einst fruchtbar und bevölkert, ist der Schauplatz langer Kämpfe zwischen Birmanen und Siamesen gewesen und liegt darum heutigen Tages fast wüst; zwei Tage dauerte es, ehe der Reisende das erste Dorf traf. Am 17. lief er in den Nam Kok oder Mekof, einen von Westen kommenden, rechten Zufluss des Mekong, ein, dessen Mündung nicht weniger als 500 m breit ist. Einige Kilometer am Mekong aufwärts lag ein großes Dorf mit zahlreichen Areka- und Kokospalmen, Xieng

Sen, welches de Lagrée im Jahre 1867 in Ruinen gefunden hatte. Zahlreiche dort verankerte Boote legten Zeugniß dafür ab, daß der Ort im Aufblühen begriffen war; es residirt dort ein vom Könige von Xieng Mai eingesetzter Gouverneur, dessen Bezirk das linke Ufer des Mekof und einen großen Strich Landes am linken Mekong-Ufer umfaßt.

Die Schiffahrt auf dem Nam Kok ist leicht und angenehm; das klare, durchsichtige Wasser des Stromes fließt über Sand dahin, durch eine weite, fast unbewohnte Ebene, die bald mit Teak-Wäldern, den ersten, welche Neis im Laos-Lande traf, bald mit hohem Gestrüpp bedeckt ist; letzteres scheint die Stelle ehemaliger Reisfelder einzunehmen und ist überreich an Wild jeglicher Art. Nur einzelne Pirogen und



Abreise der Männer von Pak Ta.

Fischzäune, die man ab und zu traf, bewiesen, daß das Land nicht ganz unbewohnt war; die Einwohner, häufigen feindlichen Einfällen ausgesetzt, haben nur ihre Dörfer vorsichtiger Weise ein bis zwei Tagereisen vom Flusse entfernt erbaut.

Xieng Haï, wo Neis am 20. anlangte, zeigen die neuesten Karten noch als Trümmerstätte; aber es ist eine ziemlich gut befestigte Stadt, deren nur hier und da verfallene Mauern freilich viel zerstörte Pagoden und große Gärten umschließen. Der dortige Markt ist ziemlich reich versehen und wird jeden Morgen von 300 bis 500 Personen besucht; sonst aber ist es dort etwas öde. Man sieht viel umherstreichende Hunde und nur ab und zu einen Elephanten, der einen Teakstamm schleppt. Beim Gouverneur fand der

Reisende freundliche Aufnahme und derselbe versprach ihm, sobald als möglich die nöthigen Elephanten zu stellen. Auch der Umpahat oder Unter-Gouverneur bemühte sich eifrig um den Reisenden, verließ ihn während seines ganzen Aufenthaltes nicht, verschaffte ihm Pferde, begleitete ihn auf seinen Spaziergängen und gab ihm jede gewünschte Auskunft. Nebrigens ist der Umpahat eine wichtige Person, welcher die gesamte Rechenschaftspflege obliegt. Xieng Haï ist von der Hauptstadt Xieng Mai so weit entfernt und die Wege zwischen beiden sind so schlecht, daß dem Könige nichts Anderes übrig blieb, als seinem Gouverneur, resp. dessen Unter-Gouverneur, in der Justizpflege völlig freie Hand zu lassen. Das Gefängniß der Stadt ist in der Regel leer; denn auf schwere Diebstähle steht Todesstrafe, welche der

Umpahat sofort eigenhändig und mit großer Geschicklichkeit vollzieht, und minder schwere Vergehen werden mit dem spanischen Rohre bestraft.

Eine der gewöhnlichsten Waaren auf dem Markte von Xieng Haï ist der Mian, welchen alle Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, anstatt des Betels der übrigen Indochinesen kauen. Es ist das das Blatt des Thees, das am selben Tage, wo es gepflückt worden ist, mit Dampf gekocht wird und dadurch dieselbe Konsistenz wie unsere Suppengemüse erhält. Die Blätter werden in hohle Bambus gefüllt und stark zusammengepresst, wo sie eine Art Gährung durchmachen und nach acht Tagen zum Gebrauche fertig sind; nach zwei oder drei Monaten höchstens sind sie verfaul. Um davon eine Prime zu machen, nimmt man drei bis vier Blätter, thut eine Prise Salz dazwischen, rollt das Ganze zu einer Kugel zusammen und schiebt dieselbe zwischen Backe und Zahnsfleisch, wo sie etwa eine Stunde liegen bleibt. Man kaut weder dabei, noch spuckt man; unzuträglich ist nur die Entstellung des Gesichts und für Anfänger die schmerzhafte Ermüdung, welche durch das Ausdehnen der Backenmuskel hervorgerufen wird; wer der Sitte zu viel huldigt, bezahlt es mit einer leichten Geschwulst der Ohrspeicheldrüse. Xieng Haï ist von Theewäldern umgeben, deren Produkt sehr aromatisch sein soll; aber die Einwohner trocknen es nicht, sie verbrauchen oder verkaufen alles in Form von Mian, der von allen Schwarzbäuchen, Birmanen, Ngius und Karen leidenschaftlich konsumirt wird. Auch reisende Europäer finden diesen Genuss sehr angenehm, sobald sie sich daran gewöhnen können, eine so große Kugel im Munde zu behalten;

denn er vertreibt Hunger und Durst, giebt dem schlechtesten Wasser einen guten Geschmack und hat eine sehr anregende Wirkung auf das Gehirn. Wenn man nicht daran gewöhnt ist, so haben eine oder zwei Prisen Mian dieselbe Wirkung, wie ein paar Lassen starken Kaffees: sie vertreiben den Schlaf, erregen die Einbildungskraft und erzeugen heitere Gedanken. Vielleicht war es der Genuss von Mian, welcher unserem Reisenden das Land der Schwarzbäuche im besten Lichte erscheinen ließ.

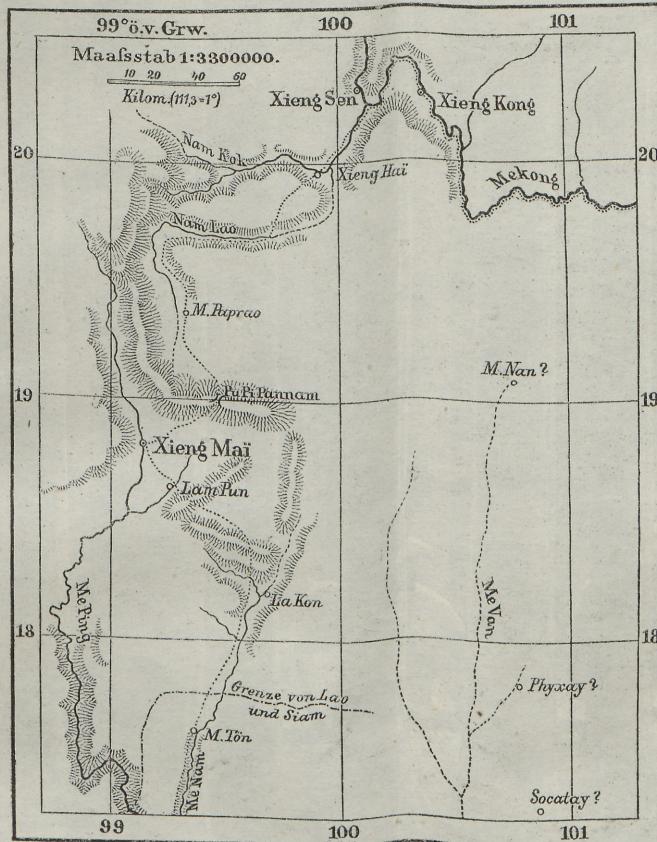
Pünktlich zur festgesetzten Zeit, was bei den Laos selten vorkommt, fanden sich am 23. Februar sieben genügend große Elephanten, fünf für Neis und seine Begleiter, zwei für das Gepäck, ein, und am Nachmittage trat man die Reise nach der Hauptstadt an.

Vier Tage lang ging es in südwestlicher Richtung am

Nam Lao, einem ansehnlichen rechten Zuflusse des Nam Kok, entlang durch ein hügeliges, mit reichen Dörfern und theilweise mit prächtigen Teak-Wäldern bedektes Land. Letztere unterscheiden sich von allen anderen Wäldern, die der Reisende bis dahin in Hinterindien gesehen hatte. Verschwunden ist das unentwirrbare Durcheinander von Lianen und Rotang des Urwaldes, wo die verschiedensten Baumarten durch einander gemischt sind, der Anblick bei jedem Schritte wechselt und das Auge selten ein paar hundert Meter weit vorauszubringen vermag; im Teak-Walde dagegen erscheint alles so regelmäßig, als wäre er von Menschenhand gepflanzt worden. Die gewaltigen Stämme steigen senkrecht 30 m und mehr empor, ehe sie einen Zweig zur Seite schicken, und alsdann breitet sich das Laubwerk horizontal aus und bildet ein dichtes, ununterbrochenes Dach: man reist in diesen Wäldern wie zwischen den Säulen eines riesenhaften Tempels. Die breiten, schweren, glänzenden Blätter, die man dort zu Lande zu haltbaren Dächern verwendet, fallen alljährlich ab und bedecken den Boden, so daß kein Strauch, kein Grashalm in solchen Wäldern wächst, was ihnen ein ganz eigenhümliches Ansehen verleiht.

Leider können die im Gebiete des Mekong vorhandenen Wälder weder jetzt, noch in der Zukunft ausgebeutet werden, denn die Wasserscheide zwischen Mekong und Menam ist zu hoch, um die Stämme dort hinüberzuschaffen, und dieselben auf dem Mekong nach Phnompenh hinabzuflößen, ist vollends unausführbar. Nur wenn sich Europäer später im oberen Laos-Lande und besonders in Luang Prabang niederlassen sollten, könnten sie aus diesen Wäldern Nutzen ziehen.

Am 27. gelangte Neis auf ein fruchtbare Plateau, das der obere Nam Lao durchströmt, ritt zwei Stunden lang durch schöne Reisfelder und erreichte dann Möong Pabrad, wo die Elephanten gewechselt werden sollten, zur größten Freude seines Kornats, eines jungen intelligenten Menschen, der untröstlich war, seine Frau so lange Zeit nicht wiedersehen zu können. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Schwarzbäuch-Laos sehr von den Weißbäuchigen; denn letztere trennen sich leicht von ihren Frauen und halten sich, reich geworden, deren mehrere. Bei den Schwarzbäuchen hingegen nur die Mandarinen der Polygamie; unter dem Volke ist die Frau die absolute Herrin, während der Mann arbeiten und herbeischaffen muß. Wenn er sich verheirathet, so tritt er in die Familie seiner Frau ein, muß derselben eine bestimmte Summe Geldes zahlen, und alles,

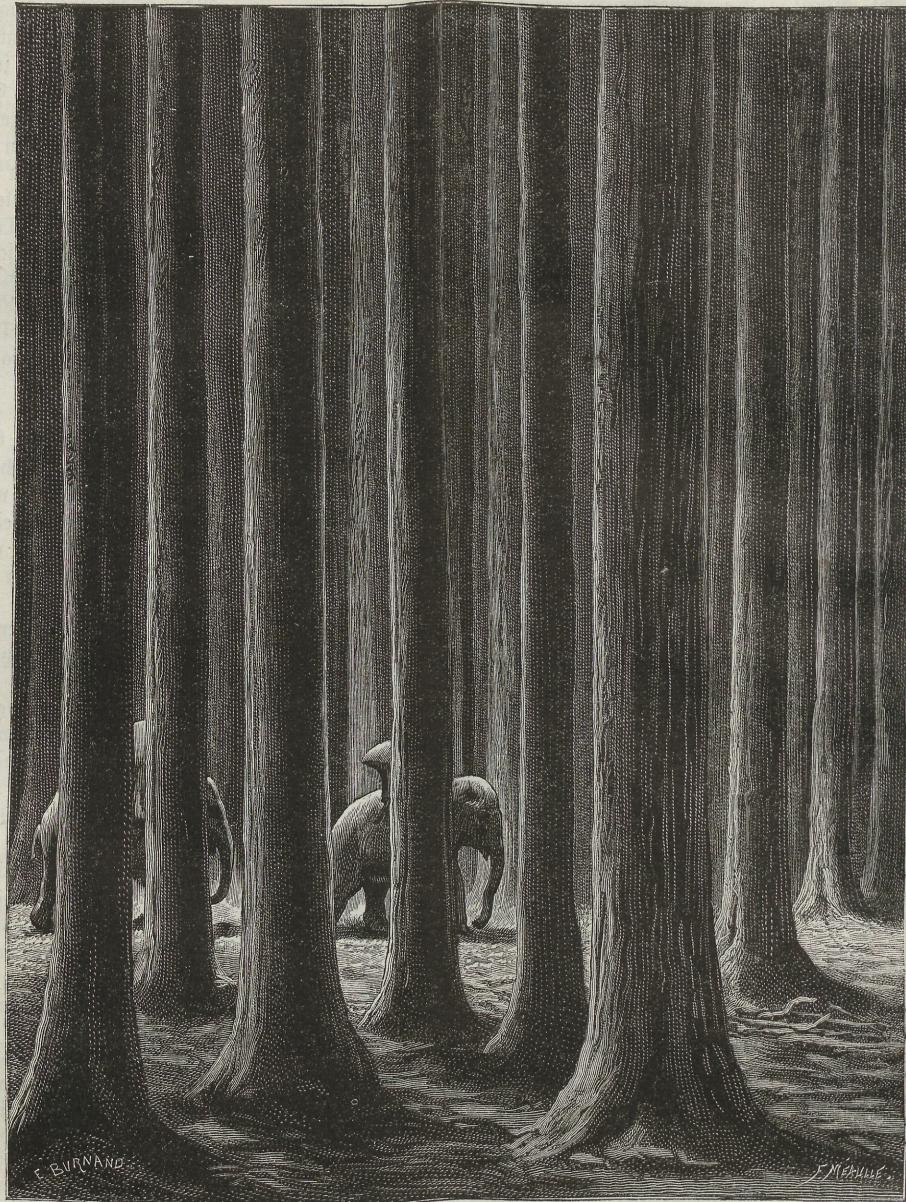


Dr. Neis' Rückreise.

was er von nun an verdient, gehört seiner Frau oder vielmehr seiner Schwiegermutter, welche das Oberhaupt der Familie bildet. Beim Tode derselben erbt die Frau nebst ihren Schwestern; alsdann kann sich der Ehemann von der Familie seiner Frau trennen und ein Haus für sich beziehen, aber seine Frau bleibt darum doch die einzige Eigentümerin und Verwalterin des Vermögens. Ein Mann, der sein ganzes Leben lang gearbeitet hat, ist, wenn er seine Frau

verloren, im Alter von seinen Töchtern und Schwieger-töchtern abhängig. Diese merkwürdigen Zustände sind wohl nicht durch ein geschriebenes Gesetz geregelt, sondern lediglich die Folge des sanften, schwachen Charakters dieser gut-mitthigen Menschen, welche Thränen vergießen, wenn sie sich auf einige Tage von ihren Frauen trennen müssen.

Möong Paprao ist eine Festung mit Gräben, Erdwällen und starken Palissaden, die aber nur von wenigen hundert



Wald von Teakbäumen.

Menschen bewohnt ist. Dabei ist es ein wichtiger Straßen-knotenpunkt, wo alltäglich während der trockenen Zeit mehrere hundert Lastthiere durchpassirten. Diejenigen, welche nach Xieng Mai gehen, sind meist mit Baumwolle beladen; die, welche von dort kommen, bringen Salz, Arkansüsse, Zunge und einige europäische Waaren. Jede Karawane besteht aus Abtheilungen von 10 bis 12 Stieren, die von zwei Männern oder öfters von einer Familie, Frau, Mann und mehreren Kindern, geführt werden. Vor der ganzen Kara-

wane schreitet ein ausgewählter und schön gepflegter Stier; derselbe trägt eine Art bunten Stirnschmuck; seine Hörner sind mit rothem Stoffe überzogen und tragen an der Spitze wollene oder seidene Kugeln; zwischen denselben erhebt sich ein Strauß von Pfauenfedern und über der Ladung auf seinem Rücken hängt eine Glocke, die schon von Weitem das Nahen der Karawane ankündigt. Ebenso wird jede Abtheilung der Karawane von einem weniger reich geschmückten, aber eine Glocke tragenden Stiere angeführt.

Diese Thiere, die sehr sanft zu sein scheinen, tragen nur 30 bis 40 Kilo; mit Tagesanbruch brechen sie auf und machen gewöhnlich zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags an einem Bach Halt. Die Kaufleute müssen es sehr eilig

haben, wenn dann noch Nachmittags marschiert werden sollte. Die Thiere werden alsbald abgeladen und weiden, bis sie bei Einbruch der Nacht zum Schutze gegen wilde Thiere in ein, aus ihren Lasten hergestelltes Gehege getrieben werden.



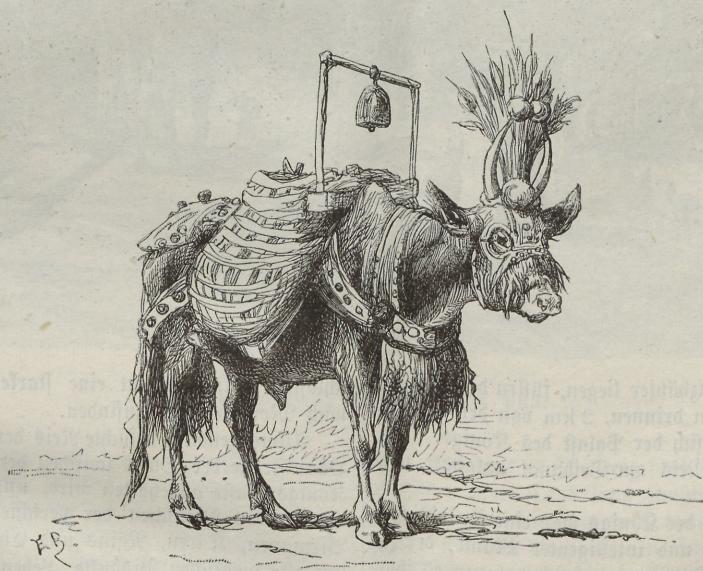
Elephant, einen Teakstamm schleppend.

Am 28. setzte Neis seine Reise fort und begann am 29. den Aufstieg auf das Gebirge, welches hier die Scheide zwischen den Zuflüssen des Mekong und des Menam bildet. Um 3½ Uhr Nachmittags lagerte er an der Quelle des letzten Baches, der zum Mekong fließt, etwa 900 m über dem Meere; die Begegnung hatte sich hier vollständig verändert: der Teakbaum war verschwunden und dafür traten große Bäume der gemäßigten Zone auf, darunter Birken und verschiedene Koniferen, auch zahlreiche Cycas und in der Ebene nicht vorkommende Baumfarne. Vorüberreisende stecken oftmals diese Wälder in Brand, um das Gestüpp zu vertilgen, den Weg dadurch gangbarer zu machen und Verstecke für die Tiger längs der begangenen Straße zu zerstören. Mitunter aber gerät ein großer harzharter Baum ganz und gar in Flammen und brennt dann mehrere Tage lang, indem er die Vorübergehenden mit Funken und brennenden Zweigen überschlättet und die Elephanten in Schrecken setzt. Überhaupt sind diese Thiere sehr furchtsamer Natur; so oft sich eine nahende Ochsen- oder Maulthierkarawane durch Röhren ankündigte, mußte man mit

den Elefanten seitabbiegen, um ihnen den ungewohnten Anblick zu entziehen, und kurz vor Xieng Maï jagten zwei Reiter durch ihr bloßes Erscheinen sämtliche Elefanten in die wildeste Flucht. Am 1. März wurde der Weg zusehends schwieriger; wie ein Gesims zieht er sich am Ab-

hange der Berge über tiefen Schluchten hin und bietet den Elefanten kaum Raum genug, die Füße zu setzen. Diese marschierten denn auch mit einer verzweifelten Langsamkeit, untersuchten den Boden mit dem Rüssel, machten dann erst einen Schritt vorwärts und sondirten von Neuem, ehe sie einen anderen Fuß nachzogen. So brauchte man, um einen Kilometer zurückzulegen, eine Stunde! Bei Ochsenkarawanen kommen an dieser Stelle öfters Unglücksfälle vor, obwohl man Vorkehrungen trifft, um das Begegnen zweier Trupps zu vermeiden.

Dieser Paß trägt den charakteristischen Namen Doë oder Pu Pi Pannam, d. h. Berg des Geistes, welcher die Wasser scheidet. Es ist ein weiblicher Geist, dem man zwor ein Opfer bringen muß, ehe man den Paß überschreitet; darum sind alle Zugänge bedeckt mit Holzklößen von allen Größen,



Leitochse einer Karawane.

welche in roher Weise Phallen darstellen, durch welche sich die Reisenden die Gunst der Göttin zu erkaufen suchen. Um 8 Uhr befand man sich auf dem höchsten Punkte, circa 950 m über dem Meere, und wenige Minuten später erblickte man am Grunde einer tiefen Schlucht einen zum Menam fließenden Bach, den Mekuong, einen Zufluss des zum Menam gehenden Meping. Den Rest des Tages ging es langsam bergab, zuweilen auch wieder bergauf. Zwischen 700 und 600 m traten wieder Teak-Wälder auf. Bald nach Mittag des nächsten Tages erreichte man dann die weite Ebene, in welcher Xieng Mai liegt, hatte dort den schon erwähnten Unfall mit den jüchen gewordenen Elefanten zu bestehen und legte die letzten 20 km bis zur Hauptstadt, die fortgesetzt durch Reisfelder und bei einzelnen Gärten

vorbeiführen, zu Fuß zurück, weil man nicht wagte, die Elefanten nochmals dem ungewohnten Anblieke eines Pferdes preiszugeben. Es war bereits dunkel, als Neis um 6½ Uhr vor der Stadt am linken Ufer des Meping ankam; da am selben Morgen ein Theil der etwa 100 m langen Holzbrücke, welche über den Fluß führt, unter einer Ochsenkarawane zusammengebrochen war, so mußte er denselben durchwaten, um die Vorstadt zu erreichen. Dieselbe besteht aus einigen gemauerten Chinesenhäusern und zahlreichen birmanischen und chinesischen Läden, so daß man ¾ Stunden braucht, um die Entfernung vom Flusse bis zu der ersten Mauer der befestigten Stadt zurückzulegen. 100 m weiterhin folgt eine zweite und 1 km weiter wieder eine solche Doppelmauer. Zahlreiche schöne Pagoden und



Die Stadt Xieng Mai.

weite Gärten, in denen Holzhäuser liegen, füllen den größten Theil des Innern; mitten drinnen, 2 km von der inneren Mauer entfernt, befindet sich der Palast des Königs. So wurde es 7½ Uhr, ehe Neis am Tribunal anlangte und sein Unterkommen fand.

Die Aufnahme seitens des Königs war eine freundliche; es ist ein alter, schlauer und intelligenter Mann, der es vortrefflich versteht, den Dummen zu spielen, wenn es ihm unbehaglich ist zu antworten. Der König von Siam unterhält dort drei Residenten, um ihn und das Vordringen der Engländer zu überwachen; denn letztere gewinnen hier täglich mehr Boden. Ein einziges englisches Haus zahlt dem Könige von Xieng Mai jährlich 40 000 Pf. St. für die Ausbeutung der Teak-Wälder, und während der Anwesenheit des Dr. Neis wurde ein zweites derartiges Geschäft abge-

schlossen. Auch scheint eine starke Ausfuhr von Rindvieh nach Moulinne stattzufinden.

Allmorgendlich besuchte Neis den Markt, welcher in der Hauptstraße der Stadt zwischen dem ersten Thore und dem Königspalaste abgehalten wird, und auf welchem sich mehr als 10 000 Menschen der verschiedensten Stämme, Laos, Birmanen, Karen, Nagas und Chinezen, zusammenfinden, um alle möglichen Produkte, Lebensmittel, Stoffe, Waffen und Schmuckgegenstände zu kaufen und zu verkaufen. Die häufigste und wichtigste Handelsware aber scheinen Blumen zu sein; alle Frauen, selbst die ärmsten, tragen Blumen in den Ohren und Haaren, und ebenso wenig verschmähen junge Leute und selbst Männer in reiferen Jahren diesen Schmuck.

Da Neis, mittellos wie er war, bei dem habbüchigen Könige von Xieng Mai keine Unterstützung fand, so nahm

er zu den siamesischen Residenten seine Zuflucht, welche ihm rieten, zu Lande über Lampun zu reisen und ihm einige Träger und Elefanten für das Gepäck verschafften. So konnte er am Nachmittage des 16. März zu Füße, wie er gekommen war, die Stadt verlassen. Seine Route folgte zu einem großen Theile einer schönen Chaussee von mehr als 50 m Breite, die von großen Bäumen beschattet und von zahlreichen, gut gehaltenen Pagoden eingefasst wird. Dieselbe ist wahrscheinlich ein Werk der Birmanen, aber heute vielfach verfallen und beschädigt. Am zweiten Tage erreichte Neis Lampun, eine kleine befestigte Stadt am Ufer des Nam Kuang, eines kleinen Zuflusses des Meping, wo ein direkt von Bangkok abhängiger Gouverneur sitzt, ein

kleiner, alter, häßlicher Mann ohne Bart, Haare und Zähne, der den höchsten Respekt vor dem Vorte des Reisenden hatte und auf sein Bitten die reichlich ausgenutzte Erlaubniß erhielt, mit seiner Hand durch denselben fahren zu dürfen; er besaß auch einige Diener, die er in seiner ganzen Provinz zusammengefucht hat, und die einen, für die dortigen Verhältnisse ansehnlichen Bartwuchs besaßen.

Drei weitere Marschtagen durch ein mit Teakwäldern bedecktes Hügelland brachten Neis nach La Kon, der früheren Hauptstadt der Schwarzbäuche, die noch heute bedeutend ist und in ihrem Gebiete riesige Teakwälder besitzt, welche von Birmanen und theilweise schon von englischen Häusern ausgebaut werden; letztere lassen sich ihre Con-



Straße von Xieng Mai nach Lam Pun.

cessionen von Jahr zu Jahr mehr erweitern. Der dortige Hafen enthält Hunderte von Barken, die zu dieser Jahreszeit, wo die Schiffahrt fast ganz unterbrochen ist, fast alle auf dem Trockenen liegen. Dieselben sind größer und bequemer, als die aus einem Baumstamme ausgehöhlten laotischen Pirogen, haben mehrere Kajütten und meist auch ein Segel, das aber nur bei Wind von hinten zu gebrauchen ist. Eine solche Barke mietete Neis und trat damit am 25. März seine lange und oft schwierige Fahrt von La Kon nach Bangkok an. Der Mc Ban besitzt nämlich zahlreiche Sandbänke, und zudem erschweren große Flöße von Teakholz während der trockenen Jahreszeit die Schiffahrt; seine Ufer sind wenig bewohnt, so daß Neis während 13 Reisetagen nur auf eine einzige bedeutende Stadt, Möong

Tön, traf und es schwierig fand, sich Lebensmittel zu verschaffen. Drei Tage lang mußten er und seine Begleiter nach Art der Eingeborenen, wenn dieselben keinen Reis haben, sich von Bambusamen ernähren. Sehr häufig dagegen waren birmanische Holzhauer, welche die Teakwälder ausbeuteten; in Folge ihrer Anwesenheit sind in der Umgegend von Möong Tön Fälle von Piraterie häufig. Am 7. April fuhr man in den Nam Ping ein, dessen Ufer mit ihren zahlreichen Dörfern und Pagoden, Reisfeldern und Palmenpflanzungen ein ungleich belebteres Bild darbieten. Am 8. April wurde die Stadt Naheng passirt, am 19. der eigentliche Menam erreicht, am 25. genoß Neis die herzliche Gastfreundschaft der katholischen Mission in Ayuthia und besuchte die Trümmer der ehemaligen Haupt-

stadt Siams und am 27. April Morgens landete er bei dem französischen Konsulat in Bangkok, womit diese Reise ihr Ende erreichte. Neis ließ ihr dann noch einen Besuch der Ruinen von Angkor folgen und durchzog zu Fuß das



Floß von Teakbäumen.

ganze Siam von Westen nach Osten. Am 1. Juni 1884 langte er dann wieder in Phnompenh, der Hauptstadt Cam-

bodjas, an, welche er am 19. November 1882 verlassen hatte.

Eine Reise nach dem Taß-Busen.

Von de Dobbeler.

II. (Schluß.)

Um Abend war es eine Hauptache, eine gute Moosweide zu finden, wurde diese nicht getroffen, so konnte die Fahrt bis in die Nacht dauern; gewöhnlich fuhren wir aber in der letzten Zeit nur $8\frac{1}{2}$ Stunden am Tage, diese aber, mit Ausnahme einer Pause von drei Minuten, ununterbrochen. War Abends ein günstiger Platz gefunden, so wurden die Rentiere gleich ausgespannt und das Zelt aufgeschlagen.

Im Inneren des Zeltes war natürlich Schnee, auf diesen wurden die Bretter, ein paar Matten und Felle, sowie eine eiserne Platte für das Feuer gelegt; nur unter der letzteren thante der Schnee auf und die frisch und schön ausschende Rentierflechte kam zum Vorschein. Eine der

ersten Berrichtungen war, Feuer anzuzünden und einen großen, mit Schnee gefüllten Kessel darüber zu hängen, um Wasser zu erhalten; war dieses in genügender Menge vorhanden, so wurde gekocht und dann die aus Fischen und Rentierfleisch bestehende Mahlzeit gehalten; nach derselben wurde Thee getrunken und ein paar Pfeifen Tabak geraucht. Es mußte alles dieses in halbliegender Stellung besorgt werden, weil das Zelt dicht mit Rauch gefüllt und nur einige Fuß hoch über dem Boden frische Luft war. Die Samojedenfrau hatte unterdessen mit ihrem Kind zu thun; das kleine Mädchen mußte den ganzen Tag in der von mir schon beschriebenen Wiege liegen und nur am Abend wurde es herausgenommen, um am Feuer erwärmt zu werden.

Wenn mit diesen Verrichtungen ein paar Stunden hingebraucht waren, so legten sich alle zur Ruhe nieder, um mit dem allmählichen Verlöschen des Feuers einer nach dem anderen einzuschlafen.

Die Rentiere mußten während der Nacht ihr Moos (Flechte) aus dem oft hohen Schnee scharrn, fressen und ausruhen. Sie entfernen sich nicht sehr weit von dem Zelte, weil sie Furcht vor den Wölfen haben; wenn Wölfe kommen, so laufen die Rentiere nach dem Zelte und um dasselbe herum, versuchen auch wohl ins Zelt einzudringen; der größeren Sicherheit wegen wachten aber der Ossjake oder einer der Samojeden bei der Herde.

Zwischen 5 und 6 Uhr Morgens wurde im Zelte Feuer angezündet, dann Thee getrunken, rohe Fische, Fischfett und etwas Brot gegessen; diese und die Abendmahlzeit waren die einzigen am Tage. Nach dem Morgenbrote mußte das Zelt abgebrochen und dieses sowie die übrigen Sachen auf den Schlitten verpackt werden. Hierauf wurde die Rentierherde mit den Hunden in die Nähe des Zeltes getrieben und von ein paar Männern, welche einen langen Niemen (Lasso) straff angespannt hielten, erwartet; sobald die ersten Rentiere an den Niemen kamen, standen sie still, ein Halbkreis wurde gebildet und die noch nachfolgenden in die Öffnung getrieben. Andere Männer gingen zwischen die nun zusammengebrängt stehenden Rentiere, faßten je ein oder zwei derselben um den Hals und führten sie zum Schlitten, um sie anzuspannen. Oft geschah es auch, daß einige Rentiere über den Niemen hinwegsprangen und mit dem Lasso eingefangen werden mußten; einige Male gelang auch dieses nicht und ein paar solcher Wildfänge ließen dann den ganzen Tag lose neben der Karawane her und machten die eingespannten Thiere scheu. Wie habe ich aber gesehen, daß die Samojeden oder Ossjaken ihre Rentiere schlecht behandelten, etwa mit den Füßen stießen oder schlügen.

Bis 9 Uhr Morgens war gewöhnlich die Arbeit des Zusammentreibens, Einfangens und Anspannens der Rentiere vollendet und um diese Zeit setzte sich die Karawane in Bewegung.

Am 16. und 17. December fuhren wir über baumlose Schneeflächen, am 18. wurde diese Einiformigkeit durch drei mäßig hohe Berge, Perkussiedi, auf welchen die Samojeden opfern, unterbrochen. Der 19. December war ein Ruhetag; es war der erste recht kalte Tag, — 28° R. Am 20. December passierten wir mehrere Flüsse, welche von schönen Wäldern umgeben waren; der bedeutendste derselben hieß Tangiha oder Mammutflüß; später fuhren wir durch eine mit 10 bis 20 Fuß hohen Hügeln dicht besäte Gegend und trafen am Abend einen Teufelsaltar.

Der 21. December war zwar ein kalter, aber heller und windstiller Tag. Morgens 9 Uhr waren — 27° R. Der Sonnenaufgang um 9 Uhr 45 Min. nach meiner Uhr war besonders schön; es schien, als loderten mächtige Flammen am Himmel empor, dann bildeten sich zu beiden Seiten der Sonne zwei Nebensonnen, welche von der in der Mitte stehenden nur durch ihre Größe zu unterscheiden waren. Als die Nebensonnen verschwunden waren, war der Schein der Sonne heute wie an anderen Tagen so matt, daß man sie, trotz des unbewölkten Himmels, stundenlang betrachten konnte, ohne geblendet zu werden. Sie ging nach meiner Uhr um 2 Uhr 15 Min. unter, das Abendrot war aber noch bis 6 Uhr und später zu sehen. Es folgte eine schöne sternklare, aber kalte Nacht; erstes Mondviertel. Am 22. December zeigte mein Quecksilberthermometer — 30° R. Leider hatte ich nur diesen Thermometer

und konnte daher später die Kältegrade nicht regelmäßig messen.

Nachdem wir in den letzten Tagen und am 23. December über öde, baumlose Flächen gefahren waren, trafen wir am Abend einen der heiligsten Orte der Samojeden, den von herrlichen, schlanken Bäumen umrahmten Nuiha oder Gottesfluß. Am Ufer lagen drei, etwa 2½ bis 3 m hohe Hügel von Rentierhüdeln; die weitere Umgebung des Flusses war eine wilde Waldbpartie; ich sah Bäume von außerordentlicher Stärke. Am 24. December wurde das Zelt mit der Samojedenfamilie und einem Dolmetscher zurückgelassen und es mußte deshalb während der folgenden Nacht der Schlitten oder der Schnee als Lagerstätte dienen. Der 25. December, der letzte Tag unserer Reise mit Rentieren, war verhältnismäßig warm, das Wetter herrlich, die Gegend eine schöne Waldblandschaft und die Fahrt eine sehr rasche; die Sonne war eben untergegangen, als wir in Surgut ankamen.

Die Einwohner Surguts sind größtentheils Nachkommen der von Tschernigow nach Sibirien geführten und später von der russischen Regierung dahin gesandten Kosaken. Sie treiben Handel, Viehzucht und den Anbau von Kartoffeln, Erbsen und Bohnen, da die Zone des Getreidebaues erst südlicher beginnt. Es befindet sich in Surgut eine Kirche und eine kleine Kaserne mit einigen Soldaten und einem Officier, auch einige Verbannte leben dort. Während meines elfstündigen Aufenthaltes herrschte sibirische Kälte, die Kälte betrug selten oder gar nicht weniger als — 30° R.; am 1. Januar 1885 waren — 36° R., am folgenden Tage über — 40° R. Auch während der Reise von Surgut nach Tobolsk waren zwischen — 30° und — 40° R. und darüber, welches ich später in Tobolsk bestätigt hörte.

Am 5. Januar 1885 Abends wurde die Reise nach Tjumenj angetreten. Herr Wardropper, mein Dolmetscher und ich mit meinen Sachen fuhren in einem großen Schlitten. Die Fahrt wurde jetzt mit Pferden fortgesetzt und hatten wir bis Tobolsk insgesamt 19 Stationen, welche durchschnittlich 50 Werst von einander lagen, zuweilen weniger, zuweilen mehr, so daß die Entfernung von einer Station zur anderen 60 Werst und darüber betragen konnte. Nur die sibirischen Pferde können solche Entfernungen in der Kälte, dem Schnee, auf gar keinen oder den schlechtesten Wegen im raschen Tempo zurücklegen. Wie in Russland wird ununterbrochen von einer Station zur anderen gefahren, auf jeder Station die Pferde gewechselt; während aber in den mehr bevölkerten Theilen Russlands die Stationen 20, höchstens 30 Werst von einander entfernt sind, kann die Entfernung derselben in Sibirien 70 und mehr Werst betragen. Die Schnelligkeit der kleinen russischen Pferde ist bekannt, sie legen mit dem Schlitten auf guten Wegen drei bis vier Meilen in der Stunde zurück, die sibirischen Pferde übertreffen sie noch, besonders an Ausdauer.

Diese nun folgende Reise war ungleich beschwerlicher und anstrengender, als die mit Rentieren gemachte und die während derselben herrschende Kälte war ungleich härter und strenger wie bisher. Unser Schlitten war mit den Sachen und mit uns überfüllt, wir hatten kaum neben einander Platz. Herr Wardropper mußte unter allen Umständen so rasch wie möglich nach Tjumenj und ich wollte und mußte mich mit meinem Dolmetscher ihm anschließen. Waren früher die vorsichtigen Samojeden und Ossjaken unsere Führer gewesen, welche bedächtig die besten Wege aufsuchten und die leichten kleinen Schlitten auf der Schneefläche dahin gleiten ließen, wie Schiffe auf unbewegten Meeren, so waren unsere Führer jetzt Russen, Russen mit

ihren Wahlsprüchen: „Wie Gott will.“ „Es kommt auf den Versuch an.“ „Es muß biegen oder brechen“; Russen mit ihrem ungestümen Vorgehen, sobald sie ein bestimmtes Ziel erreichen wollen.

Der schlechten Wege halber werden drei Pferde in einer Linie vor einander gepannt; dieses macht das Lenken derselben sehr beschwerlich und hatte man bisher kaum ein Wort des Antreibens während des ganzen Tages gehört, so ruht die Zunge des russischen Rosslenkers, des Jämtschik, keinen Augenblick. „He, meine Täubchen, ich habe ein Trinkgeld nötig und deshalb müßt ihr laufen; juch! juch! Wenn ihr nicht laufen wollt, so wartet lange, ehe ihr wieder Futter bekommt; nu! nu! Teufel, Dummköpfe, euch sollen alle die Wölfe holen.“ Dann pfeift er und springt vom Bocke, welcher aus einem einzigen schmalen Brett besteht, herunter, läuft in seinem Pelze, im Schnee und eisiger Kälte, nach dem an der Spitze gehenden Pferde, schlägt dieses mit der kurzen Peitsche, hierauf das zweite und dann das dritte. Die Pferde nehmen einen Anlauf und der Schlitten rast an dem Jämtschik vorbei, dieser läuft hinterher und hat den Schlitten bald eingeholt, er schwingt sich auf das als Bock dienende Brett, legt sich auf den Rücken, klatscht in die Hände, ruft juch! juch! und dasselbe Schelten und Ablitzen beginnt von Neuem.

Der Schlitten wird unterdessen von einer Seite zur anderen geschlendert, bald scheint er nach rechts, bald wieder nach links umfallen zu wollen; die an den Seiten befindlichen Stößer oder Stoßleisten verhindern dieses zwar einigermaßen, machen aber die Bewegungen um so empfindlicher, bald erhält man Stoße von der Seite, bald wieder von unten, dann wird man von den Mitreisenden zusammengedrückt und dann wieder wird man selbst auf diese geschleudert, und endlich giebt es am ganzen Körper keine Stelle mehr, die nicht gestoßen oder gedrückt wäre. Glücklicher Weise milderte die dicke Pelzbekleidung etwas diese Unannehmlichkeiten, aber sie sind auch nicht die einzigen. Um Wege ist eine nicht unbedeutende Vertiefung des Bodens, der Jämtschik hat zu viel mit den Pferden zu thun, um sie zu bemerken, oder es ist auch schon dunkel geworden, der Schlitten kommt an dieselbe und einen Moment später hat er sich umgekehrt; die Reisenden liegen unter dem Schlitten oder daneben, die Sachen auf dem Reisenden oder im Schnee. Schon hat während des ganzen Tages das Gesicht in Folge der Kälte geschmerzt, als würde es mit tausend Nadeln zerstochen, jetzt müssen auch die Hände und Finger der Kälte preisgegeben werden, der Schlitten muß wieder aufgerichtet, die Sachen, welche in der Dunkelheit kaum alle zu finden sind, müssen gesucht und verpakt werden. Hiermit haben die Leiden noch kein Ende; wir fahren am hellen Tage und erreichen das steile Ufer eines Flusses; unser Schlitten ist stark, aber ob er den Fall aufs Eis vertragen kann, ist noch eine Frage. Diese Frage stellt sich der Jämtschik nicht, sondern er denkt: „Es kommt auf den Versuch an“, und hinunter fliegen Pferde und Schlitten. — Der Versuch ist nicht gelungen, sondern der Schlitten ist gebrochen und der eine Reisende hinkt, der zweite reibt sich die Schultern, während sich der dritte den Kopf hält. Wir sind ungefähr auf der Mitte zwischen den beiden Stationen angelkommen, die eine wie die andere ist ein paar Meilen entfernt und der Jämtschik muß auf einem Pferde zurückreiten, um ein Beil und andere Werkzeuge zu holen, welche zum Reparieren des Schlittens nothwendig sind. Die Reisenden klagen indessen über die in Folge des Falles hervorgerufenen Schmerzen, über die sibirische Kälte, reiben sich Nase und Wangen und halten die Pferde. Der Jämtschik kommt nach längerer Zeit zurück und reparirt den Schlitten

nothdürftig, aber die eine abgebrochene Stoßleiste ist nicht genügend zu befestigen und der Schlitten balancirt nicht. Wenn auch deshalb und wegen der eingetretenen Finsterniß langsam und vorsichtig gefahren wird, so werden die Reisenden dennoch gezwungen, den schon genügend bekannten Schnee noch ein halbes Dutzend Mal gründlich zu untersuchen, ehe sie totmüde und ermattet die nächste Station erreichen.

In dieser Schilderung ist nichts übertrieben, alles ist im vollsten Maße während dieser Reise von mir selbst erlebt.

Wenn auch Unannehmlichkeiten und Unglücksfälle vorkommen, so hat doch das etwas ungestüme Vorgehen sowohl seitens der Reisenden wie seitens der Jämtschik seine Berechtigung und liegt in der Natur der Sache; wollte man jede Nacht schlafen, überhaupt mit Bequemlichkeit reisen und wollten die Jämtschik ihre Pferde schonen, wie viel Zeit würde man dann gebrauchen, um die großen Entfermungen zu überwinden; eine Reise von Surgut nach Tjumenj könnte Monate dauern.

Beobachtungen irgend welcher Art konnten auf dieser Fahrt wenig gemacht werden, die physischen Kräfte waren zu sehr in Anspruch genommen und die Kälte zu intensiv. Das Gesicht schmerzte aufs Empfindlichste, auf der Wange und der Nase erfror die Haut und bildeten sich große Blasen; unsere Samojeden-Pelzbekleidung war da, wo sie unmittelbar das Gesicht berührte und am Halse feucht, während sich überall in den das Gesicht umrahmenden Fellhaaren Eiszapfen bildeten. Die Nase sondert bei der strengen Kälte fortwährend Flüssigkeit ab und der Gebrauch eines Taschentuches ist nicht allein beschwerlich, sondern man reibt auch mit demselben die Haut wund. Versuchte man das Gesicht durch Tücher zu schützen, so waren Gesicht und Tücher bald so feucht und naß, daß sie wieder entfernt werden mußten; hatte man die Augen geschlossen gehabt, so mußte man sie zuvor mit dem Finger reiben, um sie wieder öffnen zu können. Es ist fast unmöglich, in diesen Gegenden und während der Reise einen Bart zu tragen. Samojeden und Ostjaken rupfen ihre Barthaare aus, die Russen rasieren den Bart im Winter, tragen ihn aber im Sommer.

In unaufhaltsamer Eile ging es Tag und Nacht über Schneeflächen, durch Wälder, über und auf eis- und schneedeckten Flüssen dahin. Die Stationen waren größtentheils in russischen Häusern, nur die vierte und fünfte in den Häusern ansässiger, Viehzucht treibender Ostjaken und später eine im Hause eines Tartaren. Die Gebäude in den sibirischen Dörfern und Ansiedlungen sind geräumiger wie in Russland und im Inneren zwar einfach, aber recht gut eingerichtet und mit zweckentsprechenden Dingen versehen. Sogar in dem Hause eines Ostjaken, welches als Poststation diente, fand ich ein Zimmer, dessen Wände mit Zeng drapiert waren und welches mit Fußdecken, Tischdecken, einer Uhr, Papier, Feder und Tinte ausgestattet war. Zwischen der sechsten und siebenten Station in der Nähe Samarows passirten wir während der Nacht die hohen, bewaldeten Irtischuer-Berge. Nach der zehnten Station wurden die Wege merklich besser und die oben angedeuteten Unannehmlichkeiten, Unterbrechungen und Unglücksfälle hörten auf, nur war die Kälte noch ebenso quälend wie bisher.

Am 12. Januar 4 Uhr Nachmittags kamen wir bei der neunzehnten Station in Tobolsk an, blieben aber nur einige Stunden dort und fuhren Abends 9 Uhr nach Tjumenj weiter. Wir hatten eine der großen sibirischen Straßen erreicht, die Stationen lagen hier nahe bei einander und der Weg war ein ausgezeichnete; die Pferde wurden nicht

mehr vor einander, sondern neben einander gespannt (Troika). Am 13. Januar war das Wetter so schön, daß wir das Gesicht nicht mehr mit Tüchern zu bedecken brauchten; am Wege zeigte sich viel Wild, besonders viel Birkhühner, welche uns so nahe herankommen ließen, daß wir ein paar Mal versuchten, sie mit der Pistole zu erlegen. In der

folgenden Nacht um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr kamen wir in Tjumenj an, ich blieb hier eine kurze Zeit und setzte dann meine Rückreise fort, um nach einem Aufenthalte in verschiedenen Theilen Russlands während des Winters und folgenden Sommers im September nach Deutschland zurück zu kehren.

Die gegenwärtigen Zustände von Korea.

I.

E. J. Von allen ostasiatischen Ländern hat Korea am längsten sich gegen fremde Einflüsse abgeschlossen und zwar nicht allein gegen die westlichen Barbaren, auch gegen die seiner eigenen geographischen wie ethnographischen Natur nahe verwandten Nachbarreiche China und Japan. Mit beiden trat Korea zwar wiederholt in nähere Verbindung, doch immer nur der Noth gehorchtend; sobald es ihm gestattet wurde, dem eigenen Triebe zu folgen, zog es die scheidenden Grenzen nur um so strenger und fester. So ist es gekommen, daß erst die allerletzten Jahre uns eine etwas genauere Kenntniß des Landes verschafft haben, indem erst jetzt es Europäern möglich wurde, das Innere zu bereisen, ja die koreanische Regierung hat in jüngster Zeit sogar selbst die Hand zur Erforschung des Landes geboten. In ihrem Auftrage bereiste ein deutscher Geologe sämtliche Provinzen des Reiches, um nach Lagerstätten von Kohlen zu forschen.

Und doch war Korea den Arabern, welche ihre kühnen Fahrten ostwärts selbst bis zu den entlegenen Küsten Nordostasiens ausdehnten, schon im achten und neunten Jahrhundert sehr wohl bekannt; der längere Aufenthalt, welchen ihre Schiffe in den Häfen nahmen, erlaubte ihnen, auch gewisse Kenntnisse von den ferneren Gebieten zu sammeln, aber all diese Kenntnisse gingen verloren, als sie ihre Handelsbeziehungen mit Ostasien einstellten. Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts wird Korea wiederum genannt.

Damals waren die unternehmenden Holländer bis nach Japan vorgedrungen und so kam es, daß im Jahre 1653 das holländische Schiff „Sparwer“ (Sperber) an der Küste von Quelpart Schiffbruch litt. Nach dem koreanischen Gesetz, welches den Fremden den Zutritt zum Lande streng untersagte und Schiffbrüchige festhielt, damit keinerlei Kunde in die Außenwelt gelangen könne, wurden die 36 der See entronnen Holländer nach der Hauptstadt Kingkitaro, dem jetzigen Söul, fortgeschleppt und dreizehn Jahre lang in verschiedenen Diensten, besonders als Soldaten, verwandt, wobei man sie bald in diesen, bald in jenen Distrikt verschickte. Im Jahre 1667 gelang es endlich einem Theile dieser Gefangenen, von der Südküste nach Nagasaki und von dort nach Holland zu entkommen. Unter ihnen befand sich der Schiffsschreiber Hamel, welcher nach seiner Rückkehr einen Bericht seiner Erlebnisse und Beobachtungen verfaßte und 1668 in Rotterdam durch den Druck veröffentlichte. Es erging ihm damit wie Marco Polo und manchen anderen Reisenden jener Zeit; man schenkte seinem Berichte, den man für eitel Aufschreiberei ansah, keinen Glauben, doch haben neueste Forschungen seine Wahrsichtigkeit voll und ganz erwiesen.

Korea wurde zu jener Zeit und auch noch lange nachher

als eine Insel angesehen. Es erscheint als solche zuerst auf der Karte, welche Ruysbroek, Ludwig's des Heiligen Gesandter, von der Mongolenreise in Karakorum zurückbrachte, wo er dieselbe von den gleichfalls dort anwesenden Abgeordneten des koreanischen Herrschers empfangen hatte, und diese Inselform wurde auch später beibehalten; auf den Karten von Mercator, Ortelius und Sanson figurirt Korea noch immer in dieser Gestalt. Erst die 1732 von d'Anville ausgeführte Bearbeitung einer in Korea selbst angefertigten Karte des Landes gab uns ein getreueres Bild. Diese Karte war eine Kopie des Originals, welches im königlichen Palaste zu Söul hing. Der Kaiser Kanghi hatte eine Gesandtschaft mit einem Mandarinen der mathematischen Hochschule zu Peking nach Söul entsandt, um, wie von anderen Theilen seines ausgedehnten Reiches, auch von Korea eine möglichst genaue topographische Aufnahme zu erhalten. Die Gesandtschaft brachte eine in kleinerem Maßstabe gehaltene Karte nach Peking zurück, wo die damals dort anwesenden französischen Missionare sich beeilten, ein Duplikat anzufertigen und dasselbe nach Paris zu senden. Diese d'Anville'sche Karte blieb lange Zeit die Grundlage für alle später erscheinenden, denn von jetzt ab waren französische, englische und russische Seefahrer unangestellt thätig, das, was noch sehr im Urgen lag, die Feststellung der Küstenlinien, mit möglichster Genauigkeit zu bewirken. Eine eingehende Darstellung dieser erfolgreichen Unternehmungen bis in die neueste Zeit hat uns ein erschöpfernder Aufsatz in Petermann's Mittheilungen für 1883 gegeben, dieselben brachten auch 1884 die augenblicklich beste Karte von Korea, gezeichnet mit Benutzung der neuesten Küstenaufnahmen nach einer im Jahre 1875 vom Kriegsministerium zu Tokio herausgegebenen und von E. Satow übersetzten Vorlage.

Die Nachrichten über die älteste Geschichte Koreas, ja über seine Geschichte überhaupt bis in die allerneueste Zeit herein, sind höchst unsicher. Was wir davon wissen, verdanken wir Klaproth, Siebold, Dallet, Pfizmaier, welche aus chinesischen und japanischen Quellen schöpften; Oppert hat in seinem vor einigen Jahren erschienenen Werke, dem ersten, welches nach längerer Zeit über das „verschlossene Land“ erschien, die verschiedenen, oft von einander abweichenden Berichte zusammengestellt, Nithofen hat uns beschrieben, was er von der Grenze sah und erfuhr. Aber erst seit der Gründung des Landes nach Abschluß von Verträgen mit Japan, Amerika, Deutschland, England, Russland, Italien wurde ein tieferes Eindringen in das Land möglich. Noch 1875 konnte ein Japaner nur unter der Verhüllung eines Trauernden von Tshushima aus nach Tusan und von dort bis zu dem befestigten Lager von Taiku gelangen. Aber 1882 machte der englische Vicekonsul Carles, dann auch

J. C. Hall und H. A. C. Bonnar Reisen von Söul ins Innere, der erste legte seine Beobachtungen in englischen Blaubüchern nieder; die beiden anderen veröffentlichten die ihrigen in den Transactions of the Asiatic Society, of Japan. Eine werthvolle Ergänzung fanden diese Berichte durch die „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Asiens“, in deren 31. und 33. Hefte P. Mayet, welcher im Oktober 1883 den Generalkonsul Zappe nach Söul begleitete, seine in Korea gewonnenen Eindrücke niedergeschrieben hat. Endlich hat Dr. Gottschee 1884 eine größere, $5\frac{1}{2}$ Monate dauernde, Reise ausgeführt, um Nachforschungen nach Kohlenlagern zu machen, und dabei sämtliche acht Provinzen durchzogen. Auf diesen Quellen und den Berichten der genannten Reisenden, sowie auf Mittheilungen des Deutschen Handelsarchivs und der österreichischen Konsulatsberichte fußt die nachfolgende Darstellung.

Die ersten staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen verband Korea der Einwanderung chinesischer Stämme in den nördlichen Theil der Halbinsel.

Die hier in der Folge herrschende chinesische Dynastie hielt sich unter 41 Königen, welche die Oberherrschaft des chinesischen Kaisers anerkannten, bis zum Jahre 108 unserer Zeitrechnung, da brachte eine Revolution Korea unter die unmittelbare Herrschaft Chinas, von dem es eine Provinz wurde. Indes währt das Verhältniß nur wenig mehr als 60 Jahre, denn schon in der Mitte des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung stieg ein Häuptling des Stammes der Outsu, welcher das Land im Nordosten zwischen dem Gebirge und dem Japanischen Meere inne hatte, auf das Han-kang nieder und bemächtigte sich des Landes, das danach den Namen Korai, chinesisch ausgesprochen Kao-li, empfing, zugleich bildeten sich im Süden der Halbinsel zwei andere kleine Königreiche, im Südosten am Japanischen Meere Sin-ra, am Gelben Meere im Südwesten Pe-tsi. Alle drei erkannten die Oberherrschaft Chinas an, das, namentlich in Korai, seine Autorität zu wiederholten Malen geltend machte und dieses 668 sogar in eine chinesische Provinz verwandelte; nur ein Theil des Volkes wußte in dem Waldgebirge von Liao-tung seine Unabhängigkeit zu wahren. Hier bildete sich das kleine Reich Po-hai, das in der Folge sich bis zum Flusse Liao-ho ausdehnte. Aber es dauerte mehr als zwei Jahrhunderte, ehe es den Bewohnern von Korai gelang, das ihnen aufgerlegte, widerwillig getragene Joch abzuschütteln und nicht allein bewirkten sie das nun in gründlichster Weise, sie dehnten ihre Eroberungen auch nach Süden aus und vereinigten nach der 935 erfolgten Unterwerfung von Sin-ra und Pe-tsi die ganze Halbinsel unter einem Scepter. Von hier ab gilt der Name Korai, von den Europäern in Korea umgestaltet, in politischer und geographischer Beziehung für das ganze uns heute unter dieser Bezeichnung bekannte Gebiet.

Diese unabhängige Stellung wußte sich das neue Königreich bis in das letzte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts zu bewahren; als aber 1392 die alte Dynastie durch eine Revolution gestürzt wurde, stellte sich der neue König aus Dank für den Bestand, welchen ihm der chinesische Kaiser Taitsu gegen Japan geleistet hatte, unter die Oberherrschaft Chinas, der an alte Feindseligkeiten erinnernde alte Name Korai wurde in Tschausien umgedeutet und dieser ist bis heute der offizielle Name des Königreichs geblieben.

Man darf aber nicht daran denken, daß der Kaiser von China wirklich irgend welche Macht über Korea erlangte. Mit diesem eingegangenen Verhältnisse hörten nur die vorher sehr häufigen räuberischen Einfälle der Koreaner in die

mantschurisch-chinesischen Gebiete auf, die man allein durch die kostspielige Aufsicht numerisch überlegener chinesischer Streitkräfte hatte zurückweisen können. Nun schlossen beide Länder einen Vertrag, wonach ein neutrales Grenzgebiet eine trennende Scheide bilben sollte. Dieser auch heute noch bestehende Strich hat eine Breite von 50 bis 90 km und umfaßt theils bergiges, theils sehr fruchtbare, aber völlig unbewohntes Land. Denn die darauf befindlichen zahlreichen Dörfer und Städte wurden sämtlich zerstört und der Verkehr zwischen beiden Nationen auf das Kao-li-mön, d. i. das Thor von Korea, beschränkt. Dieses Kao-li-mön, zwei Meilen östlich von dem großen chinesischen Handelsplatz Fong-whang-tschan gelegen, ist weiter nichts als ein kleines Wachthäuschen mit einer Durchfahrt für einen chinesischen Karren. Daran schließen sich westlich einige Gasthäuser und Hotels garnis und die Waarenhäuser der Chinesen, östlich die Waarenlager der Koreaner unter freiem Himmel. Dreimal im Jahre, im dritten, fünften und neunten Monate, in unserem April, Juni und Oktober, findet hier eine Messe statt, zu welcher einer gewissen Anzahl von Koreanern ohne Waffen und ohne ihre Frauen zu kommen gestattet ist. Außerdem dürfen nur Gesandtschaften und der Briefbote diese Straße passiren. Die Koreaner bringen zum Verkaufe nach dem Kao-li-mön Kindshäute, Felle von Füchsen, Mardern, wilden Katzen, Panthern und Tigern, Papier von vorzüglicher Beschaffenheit, Blei, Trepang und Seide und kaufen von den Chinesen billige Baumwollzunge und Pfeffer. Der Handel geschieht im ersten und fünften Monate auf Kredit, im neunten müssen alle Zahlungen in abgewogenem Silber gemacht werden. Nach dem letzten Tage des Mezzmonates wurde jeder Koreaner auf chinesischem Gebiete und jeder in Korea betroffene Chinese mit dem Tode bestraft. Jegliche Ansiedlung auf dem neutralen Gebiete ist strengstens untersagt und nur 5 bis 6 km weit dürfen die Ansiedler auf beiden Seiten hineingehen, um ihr Vieh zu weiden, Holz zu schlagen oder Gras zu sammeln. Chinesische Beamte halten beständig Wache am Kao-li-mön, dasselbe thun koreanische Beamte da, wo der Weg ihre Grenze passirt. So wurden die beiden Völker wirkamer getrennt als es eine chinesische Mauer vermocht hätte.

Dadurch sicherte sich der kleine Vasallenstaat gegen die Gefahr der Überschwemmung durch einen chinesischen Menschenstrom, denn auch der Verkehr zur See war bei Todesstrafe verboten. Die Natur hatte übrigens bereits das Ihrige gethan, durch Verschlüpfung des Meeres an der China gegenüberliegenden koreanischen Westküste diesen Verkehr möglichst zu erschweren.

Und es ist den Koreanern in der That möglich gewesen, bis in die allerjüngste Zeit hinein sich gegen das Ausland streng abzuschließen und voll und ganz den Namen eines Einsiedlervolkes sich zu verdienen. Denn die Invasionen Chinas, noch mehr Japans, vor etwa zwei Jahrhunderten und später zu Zeiten innerer Zerrüttung, waren stets von vorübergehender Dauer, nach welcher sich die fremden Ein dringlinge immer wieder zurückziehen mußten.

Doch behielt Japan die Insel Tschushima, die früher Korea zugehört hatte, sowie das Recht, in Tongnai unweit des Chosan-Hafens an der Südostküste, wo später das heutige Tusan entstand, eine Garnison zu unterhalten, welche aber, da sie auf einen bestimmten, von der übrigen Stadt durch eine Mauer abgeschlossenen Raum beschränkt war und unter eine sehr scharfe Kontrolle der koreanischen Beamten gestellt wurde, mehr wie eine in Gefangenschaft gerathene feindliche Truppe erschien. Die Koreaner geben für die Anwesenheit dieser japanischen Besatzung eine merkwürdige

Erklärung. Sie behaupten nämlich, Japan sei so arm, daß es seine Bewohner nicht zu ernähren vermöge, Korea habe daher aus reinem Mitleide jenen 300 Mann gestattet, im Lande zu bleiben. Wie Oppert angiebt, sind die Koreaner von der Richtigkeit dieser Angabe durchaus überzeugt. Eine weitere Bestimmung der Friedensbedingungen, die jährliche Lieferung von 300 000 Säcken Reis von Seiten Koreas an Japan, hörte schon nach einigen Jahren auf erfüllt zu werden.

Bei der letzten Invasion Koreas durch Japan, welche im Jahre 1597 stattfand, war das letztere unter seinem Taikum Tidjoji überall siegreich gewesen. Sein 130 000 Mann starkes Heer hatte die vereinigten Armeen Koreas und Chinas durchweg geschlagen und er bereitete sich eben vor, den Krieg in China selbst hinein zu tragen, als ihn der Tod ereilte. Die darauf entstehende Verwirrung und das Ausbleiben aller Unterstützung vom Mutterlande hatte die gänzliche Auflösung des japanischen Heeres zur Folge, dessen kleinster Theil nach Hause zurückkehrte, während die Hauptmasse sich zerstreute und unter die Einwohner des Landes mischte, bei denen Alle freundliche Aufnahme fanden. Diese Japaner adoptirten durchaus die Gewohnheiten und die Sprache der Koreaner, doch beeinflußten sie die letztere so, daß im Süden, wo sie ihren Aufenthalt nahmen, ein besonderer, noch heute deutlich erkennbarer Dialekt entstand.

Seit dieser Zeit blieb zwischen beiden Ländern von Tschushima aus ein unbedeutender und unsicherer, weil nicht gesetzlich geschützter Verkehr bestehen, der erst durch den am 27. Februar 1876 zu Söul erfolgten Abschluß eines Handelsvertrages zwischen beiden Ländern auf sichere Basis gestellt wurde. Dieser Handelsvertrag, welcher Japan das Recht konsularischer Vertretung sicherte, kam indeß zum praktischen Ausdruck erst 1879, indem in diesem Jahre der Hafen Tusan an der Südküste wirklich dem japanischen Handel geöffnet wurde. Dasselbe geschah im nächsten Jahre mit Gensan an der Ostküste und 1882 mit Chemulpo, dem Hafen der Hauptstadt, an der Westküste. Ein japanischer Ministerresident hatte allerdings schon 1877 in Söul seinen Wohnsitz genommen.

Nach dem Vorgange Japans knüpften bald auch Europa und Amerika nähre Beziehungen mit Korea an. Versuche waren schon früher gemacht worden, aber immer ohne Erfolg. Korea hatte durchaus keine Lust, den Barbaren gegenüber zu Zugeständnissen sich herabzulassen, welche es nur widerwillig einem seiner beiden nächsten Nachbaren eingeraumt hatte. Als einige heimlich ins Land gekommene französische Missionare hingerichtet wurden, machte eine französische Flottenabtheilung den vergeblichen Versuch, auf der Westseite zu landen, aber als bald darauf China von England und Frankreich so tief gedemüthigt wurde, war Korea aus Furcht vor einem gleichen Schicksale gern bereit, den westlichen Mächten alle möglichen Concessions zu machen. Der Bischof Bernier, damals an der Spitze der bereits ziemlich starken katholischen Mission in Korea, benutzte diese Gelegenheit leider ebenso wenig als die 1865 bei dem Erscheinen eines russischen Kriegsschiffes sich bietende. Denn als dieses die Forderung stellte, daß Korea einen Handelsvertrag mit Russland abschließen solle und der koreanische König den Bischof ersuchen ließ, die Russen zum Aufgeben dieser Forderung zu bewegen, wogegen den Katholiken die weitgehendsten Rechte zugestanden werden sollten, verweigerte der Bischof seine Mitwirkung. So schrieb man denn die bald darauf erfolgende Abfahrt des russischen Schiffes, das nichts erreicht hatte, der Furcht vor der koreanischen Macht zu, die Überhebung der Koreaner wuchs ins

Ungemessene und als ein neuer Regent den Thron bestieg, mußte nicht nur das Haupt des Bischofs und das von acht seiner Genossen fallen, jeder Verkehr mit dem Auslande wurde auch mit den allerstrengsten Strafen bedroht.

Neue Nahrung fand die koreanische Überhebung, als eine von Kanton entstandne französische Flotte unter dem Admiral Roze, welche großsprecherisch den König mit Abdüssung bedrohte, nach schwerem Verluste sich unverrichteter Sache zurückzog. Einer amerikanischen Fregatte, welche das Schicksal eines gestrandeten amerikanischen Schmers erfuhr wollte, wurde befohlen, die koreanischen Küsten zu verlassen, falls sie nicht das Schicksal der Franzosen theilen wolle. Freilich lernte ihr Befehlshaber den Inhalt der ihm zugesandten Epistel erst durch einen Dolmetscher in Tschifu kennen, aber die Koreaner waren fest überzeugt, daß die Fremden ihren Drohungen gewichen seien. Ein Wechsel der Personen auf dem Throne und damit ein völliger Umschwung der Anschauungen in den leitenden Kreisen, namentlich aber die verdienstliche Thätigkeit unseres schnell zu großen Einflusse gelangenden Landsmannes v. Möllendorff, der lange einen Ministerposten am Hofe von Söul bekleidete, verschafften endlich weiterblickenden Rathschlägen Gehör.

Die japanischen Verträge verhalfen Europa zur Zulassung unter ähnlichen Bedingungen. Zuerst schloß Korea mit den Vereinigten Staaten von Amerika am 5. Mai 1882 einen Freundschafts- und Handelsvertrag, am 26. November 1883 folgte ein gleicher Abschluß mit Deutschland und England und am 26. Juni 1884 kamen mit Italien, am 7. Juli desselben Jahres mit Russland Verträge zu Stande, die identisch sind mit den mit Deutschland und England vereinbarten.

Die gegenwärtig dem auswärtigen Handel eröffneten Häfen sind in historischer Reihefolge Tusan, Gensan und Chemulpo. Tusan oder Pusan, der Hauptafen der Provinz Kiung-Sang, liegt unter $35^{\circ} 6' 6''$ nördl. Br. und $129^{\circ} 3' 2''$ östl. L. von Greenw. am Hafen Chosan etwas östlich von der Mündung des Yongsan, des wichtigsten Flusses des Reiches. Die koreanische Stadt, welche etwa 2000 Einwohner zählt, ist 5 km von der japanischen Niederlassung entfernt. Letztere, 1883 von 1780 Japanern, ferner von drei Chinesen, sechs Engländern, einem Holländer und einem Italiener bewohnt, ist regelmäßig angelegt, rein und gut gehalten und steht unter der Kontrolle des japanischen Konsuls mit der Beihilfe einer freigewählten Municipalität. Für die fremde Niederlassung ist gesondert von der japanischen eine Viertelstunde Weges nördlich ein Platz an einer Stelle gewählt worden, wo der Hafen am wenigsten Strom und Seegang zeigt. Der Ankergrund in 0,5 bis 0,8 km Entfernung von der Küste hat 4 bis 5 und in 1,2 km Entfernung 6 Faden Tiefe. Da die Lage eine äußerst vortheilhaft ist, so entstand bei den Japanern in Tusan eine sehr große Besorgniß, daß ihre eigene Niederlassung unter der Konkurrenz der neuen Fremden leiden werde, und die dortige Handelskammer hat daher bereits im December 1883 dem japanischen Gesandten in Söul ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt, einen Theil ihrer Niederlassung den Fremden zu überweisen. Der von den Japanern benutzte Theil des Hafens ist nicht so gut wie der der Fremden; gegen jede von draußen kommende See geschützt, ist er den im Winter heftig wehenden Nordostwinden ausgesetzt, wodurch ein so starker Seegang verursacht wird, daß kleine vor Anker liegende Schiffe denselben nicht stand halten würden, wäre der Hafen nicht durch eine kleine Mole geschützt, innerhalb welcher das Wasser etwa 2 Faden Tiefe hat.

Die dortige japanische Niederlassung ist übrigens schon sehr alt; sie datirt bis ins 16. Jahrhundert zurück, bis zu

den zwei Invasionen Japans in Korea. Es entspann sich seit der Zeit ein zwar nicht bedeutender, aber doch regelmäßiger Handelsverkehr zwischen diesem Posten und dem Mutterlande über die halbwegs zwischen beiden liegenden Tschushima-Inseln. Nach dem zwischen Korea und Japan 1875 abgeschlossenen Handelsvertrage wurde Fusen der Haupthandelshafen des Landes; es war bis dahin mit Kao-li-mön an der chinesischen Grenze eines der beiden Thore, durch welche die ausländischen Waaren ins Land kamen, und von wo aus sie dann über das Innere vertheilt wurden.

Gensan oder Yuenfan, auch Wönsan genannt, liegt an der Ostküste Koreas an der Südseite einer halbmondförmig ins Land eindringenden Bucht, vor welche allerdings eine Anzahl von Inseln vorgelagert ist, die aber dennoch bei Stürmen das Eindringen eines beträchtlichen Seeganges nicht hindern können. Ein solcher entsteht auch bei stürmischem Wetter im Hafen selber, da dessen Ausdehnung von Ost nach West wie von Nord nach Süd etwa 16 km beträgt. Daher konnte auch ein sonst für eine Niederlassung vorzüglich geeigneter Platz am südlichen Ende des Hafens von den Japanern nicht gewählt werden, da dort während der Wintermonate durch die dann vorherrschenden Nordstürme ein gewaltiger Seegang entsteht. Der jetzige Hafen ist gut, leicht zugänglich, tief genug und hat auch guten Ankergrund, doch friert in strengen Wintern die Bucht weit hinaus bis zur Insel Tschang-dock-do zu; zuweilen bleibt sie jedoch auch ganz eisfrei.

Leider hat man die japanische Niederlassung auf niedrigem und sumpfigem Terrain angelegt, während ein gleich dahinter liegender, 100 bis 130 m hoher Hügel einen weit besseren Platz abgegeben hätte. Daher stellen sich im Frühling und Frühsommer häufig Krankheiten ein, und wenige japanische Ansiedler sind dem Wechselseiter entgangen; ebenso ist Kaffe, eine andere malariaartige Krankheit, ganz allgemein. Um so eher waren die hier ansässigen japanischen Kaufleute nach der Eröffnung von Chemulpo bereit, dorthin überzusiedeln, so daß Ende 1883 hier nur noch 200 Japaner lebten und außer ihnen von Fremden noch vier Deutsche, ein Engländer und ein Österreicher. Es ging Gensan nun gerade so, wie es vorher Fusen ergangen war, als ihm durch Eröffnung eines zweiten Hafens ein Rival entstand.

Chemulpo an der Westküste hat den großen Vorteil, durch seine Lage den Seehafen für den auswärtigen Handel der Hauptstadt zu bilden, dem bei Weitem wichtigsten kommerziellen Centrum des Landes. Chemulpo ist auf dem Flusse etwa 100, auf dem Landwege etwa 42 km von Söul entfernt, und liegt an dem südlichen Mündungsarme des

Hanflusses ganz nahe an der Stelle, wohin Seefahrzeuge gelangen können. Indessen finden doch nur vier bis fünf kleine Dampfer unter 4 m Tiefgang genügenden Ankergrund bei der Stadt selber und zwar auch nur bei Hochfluth, die mit einer Schnelligkeit von drei Knoten in der Stunde wie ein Mühlgraben hereinbricht und sich ebenso schnell wieder zurück zieht. Dann werden an der ganzen Westküste Tausende von Quadratmeilen Schlammgeboden freigelegt und so ein Zusammenhang zwischen den zahllosen Inseln hergestellt, welche die Küste dicht besäumen. Die eigentliche Rhede liegt daher fast zwei Seemeilen vom Lande entfernt. Nimmt man nun noch hinzu, daß es bei dem hellen Frühlings- und Herbstwetter viel Luftriegelung giebt, daß in den Sommermonaten dichte Nebel überwiegen und daß sich im Winter eine starke Eiskruste an der Küste bildet, so wird man gestehen müssen, daß die Schwierigkeiten für die Schiffahrt nicht gering sind. Dennoch hat sich mit der am 1. Januar 1883 erfolgten Eröffnung des Hafens für Japan hier sehr schnell ein Verkehr entwickelt, der sehr bald den der beiden anderen Vertragshäfen in den Schatten stellte. Es befinden sich in der Stadt gegenwärtig 400 Japaner, in deren Händen fast der ganze Handel ruht; die 72 hier wohnenden Chinesen treiben nur Kleinhandel, im Uebrigen setzt sich die Zahl der Fremden zusammen aus drei Deutschen, vier Russen und je einem Engländer, Franzosen, Italiener.

Natürlich bietet das über Nacht emporgewachsene Chemulpo keinen sehr angenehmen Anblick. „Der allgemeine Eindruck dieses Platzes“, sagt der englische Vicekonsul Earles, „setzt sich zusammen aus Schmutz, Missbehagen und unvollendeter Arbeit.“ Unter den vielen primitiven Lehmbauten ist das Haus des japanischen Konsuls das einzige, welches, im europäischen Stile erbaut, mäßigen Ansprüchen genügt.

Fast der gesamme Einfuhrhandel Chemulpos ist in den Händen der Japaner, welche zum größten Theile seit Eröffnung des Hafens von Fusen hierher übersiedelten, indessen sind die importirten Waaren fast ausschließlich europäischer, insbesondere englischer Provenienz. Im Jahre 1883 wurden Waaren für 1 193 460 mexikanische Dollars (der Münze, in welcher der Zoll erhoben wird) eingeführt, wovon über die Hälfte auf Kupfer entfiel; sonst sind noch Blei, Zink, Shirtings, Lawas, Bronze, Maschinen, Anilinfarben und Seidenwaaren aus Japan nennenswerth. Von der Ausfuhr nach fremden Häfen, welche 432 168 mexikanische Dollars betrug, entfielen 128 767 Dollars auf Gold, 133 963 Dollars auf Silber, 59 936 Dollars auf Bohnen, der Rest auf Rinderhäute, Ginseng, Kupfergeld, Gallnüsse, Reis u. a.

Kürzere Mittheilungen.

Todten- und andere Gebräuche der australischen Einwohner.

Ein alter australischer „Buschmann“, welcher viele Jahre das Leben und Treiben der Eingeborenen im Inneren Australiens beobachtet hat, macht darüber in einem Melbourner Journale interessante Mittheilungen.

Gar manche Gebräuche unter den Eingeborenen Australiens, heißt es, gleichen den altjüdischen, und der Gedanke

liegt nahe, daß einst einer der verlorenen Stämme Israels nach Australien gewandert sei (!!). Die alten Juden thaten sich in Sack und Asche, wenn sie um ihre Todten trauerten. Die schwarzen Weiber Australiens beschmieren sich Kopf und Gesicht mit lehmigem Thon und Asche und gehen mit dieser Schmire so lange, bis sie sich ohne Gebrauch von Wasser von selber abgelöst hat — ja sie waschen sich während dieser Zeit überhaupt nicht. Außerdem verwunden und verunstalten sie sich mit Muschelschalen den Körper, und jeden Abend besuchen sie die Grabstätte, wo sie jammern und wehklagen.

Die Art und Weise der Bestattung der Verstorbenen, welche vor den Weißen möglichst geheim gehalten wird, ist in den verschiedenen Gegenenden verschieden. Am unteren Murray bei Swan Hill ($35^{\circ} 20'$ südl. Br. und $143^{\circ} 33'$ östl. v. Gr.) und am unteren Murrumbidgee im südwestlichen Neu-Südwales bauen die Eingeborenen aus der Borke von Eukalyptenbäumen eine Art Todtenhaus oder Hütte, genannt gunyah, machen darin ein Grab, welches sie mit Gras ausfüllen und legen den Leichnam ohne weitere Bedeckung darauf. Hierauf verschließen sie das gunyah sorgfältig, umzäunen es und sorgen dafür, daß die Innenseite des Baunes rein und sauber gehalten ist. Kein Unkraut darf dort auftreten, bis die Leiche zum Skelet geworden. Dann wird das Gebein in aller Stille fortgebracht, aber was damit weiter geschieht, weiß wohl kein Weißer. „Ich habe wenigstens“, bemerkt unser Engländer, „trotz aller Nachforschung nichts darüber erfahren können.“ Das gunyah, welches übrigens nie zum zweiten Male als Leichenhaus dienen darf, verliert nun seine Heiligkeit und verfällt.

In den Wide Bay- und Burnett-Districten der Kolonie Queensland findet die Bestattung auf den oberen Asten eines Baumes statt, wo aus Stäben eine Art Plattform, wie ein Adlernest, hergestellt wird. Auf dieser Bahre wird der Leichnam mit Stricken aus geflochtenem Grase festgebunden, frei und offen hingelegt und, den Elementen und Wögeln ausgesetzt, bald zum Skelet.

In manchen Gegenden Australiens werden die Leichen in hohle Bäume gesteckt, in anderen wieder in einem tiefen Loch in sitzender Stellung, mit Speer und sonstigen Waffen zur Seite, begraben. Aber überall trauern die Weiber eine Zeit lang, besuchen die Gräber regelmäßig und jammern sich dort aus.

Die Pharrakopöe der Aerzte unter den Eingeborenen ist eine sehr beschränkte. Sie setzen mehr Vertrauen in die Natur als in Arznei. Zaubererei spielt in der Behandlung der Patienten immer eine Hauptrolle. Bei großen Fleischwunden verwenden sie Erde, welche oft erneuert wird, und dies bewährt sich in vielen Fällen vortrefflich. Die Wunden röhren meistens aus Kämpfen her und wurden durch mehr oder weniger vergiftete Waffen verursacht. Die Erde scheint das Gift zu absorbiren und auch Fäulnis im Fleische zu verhindern. In Gegenenden, wo der merkwürdige einheimische Kirschbaum (*Exocarpus cupressiformis*) vorkommt, werden die Blätter desselben, angeblich mit gutem Erfolge, zu Umhüllungen bei Wunden benutzt. Von der Heilkraft der Eukalypten scheint den Eingeborenen nichts bekannt zu sein. Nur einmal sah unser Gewährsmann, wie eine Frau ihr frisches Kind dem Rauche brennender Eukalyptenblätter aussetzte.

Wenn die Eingeborenen am unteren Murray glauben, daß ein Individuum eines anderen Stammes bösen Einfluß auf sie ausübt und dadurch namentlich den Tod eines ihrer Angehörigen verursacht habe, so senden sie bei dunkler Nachtzeit einen ihrer Leute aus, den Betreffenden zu erwürgen. Es geschieht dies mittels eines, aus einer elastischen Faser angefertigten, sehr festen und drei Fuß langen Strickes. Der selbe hat in der Mitte eine Schlinge, welche dem Schlafenden behutsam um den Hals gelegt wird, und an beiden Enden ist ein Knochenstück vom Känguru als Handgriff zum Zuziehen befestigt. Wochenlang wird oft ein solcher Mordversuch immer von neuem wiederholt, bis sich endlich einmal eine günstige Gelegenheit darbietet, sich unbemerkt ins Lager zu schleichen. In wenigen Minuten ist dann die Strangulation ausgeführt, die Schlinge wird zurückgezogen und der Mörder entflieht.

H. Gr.

Aus allen Erdtheilen.

E u r o p a.

— Einem in der „Allg. Z.“ auszugsweise mitgetheilten Vortrage des Geh. Raths Dr. Hardegg in der Geographischen Gesellschaft zu Karlsruhe zufolge ist die Bevölkerungs zunahme im Großherzogthum Baden in den letzten fünf Jahren eine überraschend geringe gewesen; sie betrug nur etwa 28 000 Seelen, während der Geburtsüberschuss etwa 48 000 betrug. Über 50 000 Personen müssen theils in überseeische, theils in andere deutsche oder europäische Länder ausgewandert sein. Die eigentlich ländlichen Bezirke haben abgenommen, nur bei den größeren Städten nebst Umgebung und in den industriellen Thälern des Schwarzwaldes mit Einschluß des Wiesenthales ergiebt sich eine Zunahme. Außer den Bezirken Konstanz und Pfullendorf, bei denen die Zunahme unbedeutend ist, hat im Oberlande bis nach Lörrach und Triberg hin alles abgenommen, die Bodensee-Gegend, das Höhgau, die Baar, das Plateau und der Südbabhang des Schwarzwaldes, am meisten der Bezirk Bonndorf. Ferner haben abgenommen die Weinbaubezirke Müllheim und Stauf, der Kaisersuhl, in höherem Grade auch der Odenwald und das Bauland, mit einziger Ausnahme des Bezirks Tauberbischofsheim. Ähnliche Ergebnisse haben sich auch in Württemberg herausgestellt, wo die Anzahl der Auswanderer auf 83 000 berechnet wird.

— Unter dem Titel „Original-Mittheilungen aus der Ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen zu Berlin“ giebt die Verwaltung derselben seit kurzem eine neue Zeitschrift heraus (Berlin, W. Spemann; ein Jahrgang von vier Heften 16 Mark), welche bestimmt ist,

über die reichen Schätze und die unter Bastian's unvergleichlicher Leitung fortwährend in Menge zuwachsenden Neuerwerbungen jener Sammlungen Rechenschaft abzulegen. Wir begrüßen die neue Veröffentlichung, deren erstes Heft dem Andenken Nachtigal's gewidmet ist, gleichsam als Vorläufer der Wiedereröffnung der Ethnologischen Abtheilung, welche nach langer Zeit des Geschlossenheins in dem neuen Prachtgebäude des Museums für Völkerkunde ihre Reichthümer bald zur Schau und zur Benutzung stellen wird. Das vorliegende Heft enthält die Verzeichnisse der Sammlungen von Dr. Nachtigal's Reisen und von der Öster-Insel, eine schon früher im „Globus“ erwähnte Mittheilung Kubary's über Todtenbestattung auf den Palau-Inseln, eine solche über die Reise des Sammlers Rohde in Matto Graffo und dortige Indianerstämme, das Verzeichniß einer taoistischen Bildersammlung (von Dr. Grube), Notizen zur lamaistischen Ikonographie (von Dr. Grünwedel) und ein von Bischof Thiel zusammengestelltes Vocabular aus Costa Rica. Die Mittheilungen von Rohde, Grube und Grünwedel werden durch vier Tafeln illustriert.

— Oskar Montelius, *Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit*. Nach der vom Verfasser umgearbeiteten zweiten Auflage überzeugt von C. Appel. (Mit 190 Holzschnitten, Berlin, G. Reimer, 1885. 8°. 198 S. 6 Mk.) Der Autor hält an der Eintheilung der nordischen prähistorischen Zeit in die drei Zeitalter streng fest und theilt sein Buch danach ein; ebenso verhält er energisch die Rassen einheit der Bewohner Schwedens, natürlich mit Ausnahme der Lappen, die schon im Steinzeitalter in den Norden zurückgedrängt wurden, und den nordischen Ursprung der mei-

sten in Schweden gefundenen Kunstgegenstände. Die Darstellung ist flüssig und übersichtlich, die Uebersetzung gut und die Ausstattung für den billigen Preis eine ausgezeichnete. Die Illustrationen sind sehr gut ausgewählt und lassen in der Ausführung nichts zu wünschen übrig. Das Buch ist darum auch weiteren Kreisen, als den speciellen Fachleuten, sehr zu empfehlen.

Ko.

A s i e n.

— Staatsrat Gustav Radde wird am 2. Februar von Tiflis abreisen, um an der Spitze einer naturwissenschaftlichen Expedition Nord-Thorassan zu erforschen. Radde selbst vertritt die Zoologie der höheren Thiere und die Botanik, Dr. Walter die der niederen Thiere, Konth in die Geologie; außerdem begleiten zwei Präparatoren die Expedition, welche Ende August über Meshed und Teheran heimzukehren hofft. (A. 3.)

— Afghanistan und seine Nachbarländer. Von Dr. Hermann Roskofsky. (Leipzig, Greschner u. Schramm) — In zwei stattlichen, reich illustrierten Bänden, die nun abgeschlossen vorliegen, bietet der Verfasser eine auf den neuesten Schriften über Afghanistan beruhende Schilderung dieses hochinteressanten Gebirgslandes. Die afghanische Frage ist zwar augenblicklich in ein ruhiges Fahrwasser geleitet, aber eine endgültige Lösung derselben ist durch die neuesten Vereinbarungen zwischen England und Russland nicht herbeigeführt worden. England sucht die Nordgrenze Indiens so rasch als möglich gegen einen Angriff von Norden her zu befestigen, und im kaspischen Gebiete wird mit fieberhafter Hast an der Vollendung einer Eisenbahn gearbeitet, welche Russland ermöglichen wird, in wenigen Tagen große Truppenmassen in der Nähe von Herat zusammenzuziehen. Unter solchen Umständen bleibt Roskofskys Buch das Interesse, welches es bei seinem Erscheinen erwachte, voraussichtlich noch lange gewahrt, und wir können es allen bestens empfehlen, welche Afghanistan nebst seinen englischen und russischen Grenzgebieten näher kennen lernen wollen.

A f r i k a.

— In London hat sich, L'Afrique explorée zufolge, eine Gesellschaft gebildet, welche den Produkten Algériens Absatz auf dem englischen Markt verschaffen will, und zwar durch Errichtung einer direkten Dampferlinie, deren schnellgehend und zugleich bequem für den Personentransport eingerichtete Dampfer zweimal monatlich zwischen Algier und London verkehren und unterwegs Oran, Cadiz und Lissabon anlaufen sollen.

— Der Kongostaat hat mit der portugiesischen Gesellschaft Empreza Nacional in Lissabon einen Kontrakt auf fünf Jahre geschlossen, wonach letztere monatlich einen Postdampfer und vierteljährlich ein Transportschiff zwischen Antwerpen und dem unteren Congo laufen lässt. Die Schiffe sollen Lissabon, Madeira, St. Vincent, die Prinzen-Insel, St. Thomas, Banana, Boma, Ambriz, Loanda, Benguela und Mossamedes anlaufen.

— Das Dampfboot „Stanley“ mit Gouverneur de Winton, Dr. Leslie, Dr. Wolff und den Baluba-Eingeborenen

der Bißmann'schen Expedition an Bord, ist den Kassai ohne Hindernisse bis zur Mündung des Lulua hinaufgefahren; dasselb wurde eine Station angelegt und dem Engländer Bateman unterstellt. Darauf kehrte der Dampfer nach Leopoldville zurück, um alsbald den Lieutenant Van Gèle nach der Station an den Stanleyfällen zu bringen.

— Dolisie, Mitglied der Mission in Französisch-Westafrika, erforscht jetzt den von Grenfell entdeckten großen Congo-Zufluss Ubangi, und auch Jacques de Brazza sucht auf einer, dem Ubangi parallelen Route in jenes unbekannte Gebiet zwischen Congo, Ogowe, Benue und Schari einzudringen.

Inseln des Stillen Oceans.

— In einem Briefe an die Londoner Geographische Gesellschaft theilt H. D. Forbes unter dem 4. Oktober 1885 mit, daß er am 31. August in Port Moresby angekommen ist. Nachdem er in Sogeri (s. S. 32 dieses Bandes) ein Depot angelegt und die Ausrüstung seiner Begleiter vollendet hatte, brach er am 25. September in Begleitung der Herrn Hennessy, Andersson und Lopez mit zwei Amboinesen und 21 javanischen Kulis nach der Owen Stanleys-Kette auf. Dagegen meldet das Scot. Geogr. Magaz.: Ein Brief des Herrn H. D. Forbes vom 6. Oktober berichtet seine Ankunft in Sogeri (Sogéré) nach einem neuntagigen Marsche. Seine Expedition bestand aus 80 eingeborenen Trägern und den Leuten, welche er mitgebracht hatte.

N o r d a m e r i k a.

— Die englischen und kanadischen Ingenieure, welche im Oktober 1885 von britischen und kanadischen Unternehmern abgefangt wurden, um die Route der projektierten Eisenbahn von Winnipeg nach der Hudsonsbay zu vermessen, sind nach Winnipeg zurückgekehrt und berichten, daß die Route völlig ausführbar ist und daß die Eisenbahn leicht hergestellt werden könne.

— Der „Moniteur Official“ gibt folgende Schätzung in runden Zahlen von dem jährlichen Handel der verschiedenen Häfen Centralamerikas: Belize (Honduras) 1500000 Dollars; Livingstone (Guatemala) 750000 Dollars; Puerto Cortez (Honduras) 1000000 Dollars; Truxillo (Honduras) 400000 Dollars; Island Ports (Honduras) 300000 Dollars; Gracias (Nicaragua) 250000 Dollars; Bluefields Corn Islands (Nicaragua) 3000000 Dollars; Greytown (Nicaragua) 500000 Dollars; Port Limon (Costa Rica) 750000 Dollars; zusammen 8450000 Dollars.

— Am 15. September 1885 hat die Regierung der Republik Guatemala den Freihafen Ocos eröffnet. Alle fremden Waaren, welche dort importirt und für den Verbrauch innerhalb des Bezirkes des Hafens bestimmt sind, sind zollfrei, der Verkauf von fremden Weinen und Spirituosen dasselb frei von fiskalischen Taxen. Privatpersonen ist die Einfuhr folgender Gegenstände untersagt: Maschinen zum Münzprägen, Eisen- und Bleikugeln, Flinten, Kanonen, obscène Photographien, Dynamit und Pulver. Hafenabgaben werden nicht erhoben.

Inhalt: Dr. P. Neis' Reise im oberen Laos-Lande. VI. (Schluß.) (Mit sieben Abbildungen und einer Karte.) — de Dobbelser: Eine Reise nach dem Taß-Busen. II. (Schluß.) — G. Jung: Die gegenwärtigen Zustände von Korea. I. — Kürzere Mittheilungen: Todten- und andere Gebräuche der australischen Eingeborenen. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 26. Januar 1886.)